



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Procksch, A.: Krause : nach seinen Briefen. 3.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Wollte man dem gegenüber vielmehr die classische Bildung als die tragende Säule unserer modernen Cultur und Sittlichkeit hinstellen, so würde man damit gerade den in dieser Beziehung wichtigsten Stand ganz außer Rechnung lassen, den breiten bürgerlichen Mittelstand, dessen sittlicher Aufschwung wesentlich „durch Luthers Bibel und das evangelische Kirchenlied vermittelt worden“ ist. Und so schließt denn Happel mit den ebenso besonnenen, als warmen Worten: „Wenn wir auf irgend ein geistiges Gut der Menschheit unser Vertrauen setzen dürfen, daß es ihr beständig bleibe, so wird der Glaube es sein, der seit 1800 Jahren immer wieder aufs neue die Welt überwunden hat; und der scheint doch recht gesehen zu haben, welcher dieses prophetische Wort gesprochen: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.““

---

## Krause.

Nach seinen Briefen.

Von A. Procksch.

3.

Um seine Idee des „Menschheitsbundes“ näher zu begründen und zu erläutern, vereinigte sich Krause für das Jahr 1811 mit dem Buchhändler Arnold in Dresden zur Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel „Tagblatt des Menschheitslebens“, welche wöchentlich viermal erscheinen sollte. Den Plan der Zeitschrift legte Krause in einer Vorrede dar; sie sollte die Menschheit und ihr Leben als ein Ganzes auffassen, als Ganzes zur Anschauung bringen und alles Einzelne im Ganzen und in seinem Verhältnisse zu ihm, sowie alles Einzelne in seinem wechselseitigen Verhältnisse im Ganzen betrachten. Denn Krause glaubte die rechte Zeit gekommen, um einen ersten Versuch der Art zu machen; die Idee der Menschheit als eines organischen Ganzen und ihrer harmonischen Vollendung auf Erden leuchte jetzt zuerst herein ins Leben und beginne alle seine inneren Theile zu erhellen, zu erwärmen und zu bekräftigen. „Wir leben,“ sagt er, „in einem großen Staatenbunde, worin Freiheit der Gedankenäußerung durch den Druck der höher auflebenden Menschheit gesetzlich gesichert ist, worin jede höhere echtmenschliche Erkenntniß und Kunst äußerlich befördert und ermuntert wird. In Sachen der Religion ist uns freie Aeußerung der eigenthümlichen Ueberzeugung gestattet, sobald sie nicht mit allgemein menschlicher Religionswahrheit streitet;

in der Wissenschaft ist freier Forschungsgeist belebt, wie noch nie, und in der Kunst, der schönen und der nützlichen, regt sich ein jugendliches Streben. Dies Alles fordert uns auf und verpflichtet uns, eine Zeitschrift des Menschheitslebens innerhalb der Schranken dieses Zeitalters und in der eigenthümlichen Gestalt desselben, jetzt zu unternehmen, damit diese wesentliche Idee in schönerer Zukunft durch geselligen Fleiß schöner und umfassender wirklich werde.“ Dann beginnt die erste Nummer der Zeitschrift mit dem „Glauben an die Menschheit“: „Ich glaube an Eine Menschheit des Weltalls, die ursprünglich und ewig in Gott ist; in Vernunft und Natur bestehend, die Einheit beider in Gott; von Gott geliebt, Gott liebend; das innigste Wesen Gottes; in Wechselleben mit Gott, mit Vernunft und Natur als Ein Ganzes und in allen Sonnenbauen eigenthümlich, vollendet.“ Hierauf folgt der Glaube „an die Menschheit der Erde, an den Einzelmenschen und seine Unvollkommenheit; an die Befreiung dieser Erdenmenschheit von allem Unmenschlichen, allem Uebel, Irrsal und Laster; an die Vereinigung aller Menschen dieser Erde in Einen Gottinnigkeitsbund, in Einen Tugendbund, Einen Rechtsbund und Einen Schönheitbund; Wissenschaftsbund, Kunstbund und Selbftbildungsbund; an die Vollendung des Menschheitslebens auf Erden als Eines wolgeordneten, gottähnlichen Ganzen, und an Einen Menschheitsbund, welcher einst alle Menschen der Erde, als ganze Menschen, in Eine Menschheit vereinen wird, bis ans Ende ihrer Lebenszeit auf Erden. Und an das künftige Leben der Menschheit dieser Erde im höheren Ganzen des Weltalls. Denn Gott ist in ewiger Liebe, überall mit seiner Menschheit; auch diese Erde und diese Menschheit sind sein Werk und Leben; was Gott beginnt, das führt er herrlich aus.“ In Nr. 19 stellte er einen Versuch auf, die Gebote der Menschlichkeit an den einzelnen Menschen auszusprechen; dem ersten: „Du sollst Gott erkennen, anbeten, lieben und heilig halten!“ folgen elf andre, und dann noch eine Reihe von besonderen Geboten und Verboten; die letzteren lauten: „Du sollst nicht hochmüthig sein, noch ein Selbstling, nie träge sein, nie lügen, nie heucheln, nie dich verstellen u. s. w. dem Bösen sollst du nie Böses entgegensetzen, sondern nur Gutes, und dem Uebel, welches dir widerfährt, sollst du nicht Zorn entgegenen, sondern in ruhiger Ergebung in Gott überwinden!“

Diese Gedanken waren freilich für die große Menge zu abstract und zu hoheitsvoll; je gedankenreicher die Zeitschrift war, desto weniger fanden sich, die sie lesen wollten. So hatte das Unternehmen keinen Erfolg und wurde bereits nach dem ersten Quartale aufgegeben. Die Zeit eines Bundes, der die ganze Menschheit verknüpfen sollte, war nicht so nahe, wie Krause glaubte. Wie seine nächsten Freunde über diese Ideen dachten, zeigt folgender Brief des Grafen Gehler vom 9. Januar 1811:

„Es wird mir sehr schwer, auf Ihr letztes Schreiben zu antworten. Unsere Ansichten sind so sehr von einander verschieden, daß wir nie zusammen kommen können . . . Hätten Sie mir gefolgt und Ihr dickes Buch (?) verkauft, so wären Sie geborgen. Daß es mit deshalb, weil es so dick ist, von vielen ungelesen und von den meisten unbeherzigt bleiben wird, habe ich Ihnen auch vorausgesagt. Sie haben durch die höchst wunderbare Idee Ihres höchst unmöglichen Menschheitsbundes, Ihr Buch unschädlich gemacht, und Sie sehen, daß man davon Nutzen zieht. Ihre Vorrede zu dem Tagblatte ist so schwer zu verstehen, daß ich und alle, denen ich sie hier mitgetheilt habe, sie mit angestrengter Aufmerksamkeit lesen mußten, weil Sie noch so oft in den naturphilosophischen Stilum verfallen sind. Damit wollen Sie auf das Publikum wirken? Sie glauben an eine Perfectibilität des Menschengeschlechts, die evident nicht in der menschlichen Natur ist. Betrachten Sie doch erst die Menschen einzeln; erwägen Sie ihre mannichfaltigen Anlagen, die Mittel, durch die sie entwickelt werden, wie das Physische im Menschen sein denkendes Princip beschränkt, wie höchst selten der Mensch unbefangen urtheilt, besonnen, vernünftig, kalt, leidenschaftslos denkt und handelt; was alles dazu gehört, um ihn, immer nur auf kurze Zeit, in diesen Zustand zu setzen. Sie werden mir doch gestehen, daß es leichter ist, auf einzelne Menschen, als auf große Massen Gutes zu wirken. Machen Sie einmal mit Ihren naturphilosophischen Homilien einen Versuch. Sie trauen Ihren Blättern eine gewaltige Kraft zu, wenn Sie Sich einbilden, daß Sie damit mehr bewirken werden, als durch das Evangelium bisher geschehen ist. Lieber Freund, setzen Sie nicht Ihr Lämpchen gegen die Sonne? Daß ich in den Wind rede, weiß ich recht gut; die Herren, die das böse Talent haben, entsetzlich viel Worte zusammenkoppeln zu können, verlieren sich in ihren Phrasen und sind gegen die Evidenz mit dicken Büchern gewappnet. Aber ich muß Ihnen antworten, weil Sie mit mir reden. Lügen oder die Wahrheit verkleistern, mag ich nicht. Ihre Blätter wird sehr bald kein Mensch lesen wollen, weil sie nur für einen ganz winzigen Theil des Publicums einiges Interesse haben. Das Speculative ist nur für wenige, theils weil es die meisten eunuyirt, theils weil die meisten wissen, wie wenig dabey herauskommt. Es ist eine Art von Schachspiel, das nicht jeder mag. Aus dem Freymaurerorden mußten Sie gestoßen werden, weil Sie ihn öffentlich für eine Fraze erklärt haben, die dem Menschheitsbund Platz machen müsse. Es ist, wie ich vermuthete, eine von den Brüder Freymaurern herrührende Maßregel, das beydes zusammen ins Publicum zu werfen, ohne ein Wort darüber zu verlieren, und die Sache für sich selbst sprechen zu lassen. Es ist mir nur zu klug und besonnen für die Herren, und mag wol nur ein Spiel des Zufalls sein, der es mit Ihnen nicht gut gemeint hat. Was Sie dagegen sagen wollen, weiß ich nicht. Ihre Vernunftreligion wäre charmant wenn alle Menschen so glücklich organisirt wären, wie Spinoza. Aber wie viele solche Gemüther zählen Sie denn unter Ihren Naturphilosophen, die ja doch bekanntermaßen das Salz der Erden sind. Ob Sie gerade izt den glücklichen Moment gewählt haben, die Menschen zu wechselseitiger Liebe

und Freundschaft einzuladen? da gerade ein Theil davon beschäftigt ist, den andern todtzuschlagen und zu schinden, da Mangel und Elend überall einreißen, grade weil ein Theil der Menschen alles Gewerbe und Mittel etwas zu verdienen geflissentlich zerstöret, dabey aber den andern mit ungeheuren Abgaben belastet, als wenn sie wunder wie viel zu erwerben im Stande wären. — Ihr Glaubensbekenntniß verstehe ich größtentheils gar nicht, und was ich verstehe, kann ich (bis auf wenige Punkte) nicht unterschreiben. Noch ist zu allen den Bunden, als der Rechtsbund, Gottinnigkeitsbund u. s. w. u. s. w. blutwenig Anstalt gemacht worden. Der zuletzt gemachte Bund war der Rheinbund. Daß ich der einzige prenumerant hiesigen Ortes zu Ihrem Tageblatte bin, konnten Sie leicht errathen, da man hier der natürlichen Religion entrathen zu können glaubt und sich blos an die Offenbarung hält — und es mag jeder Unbefangene, Unpartheische mir sagen, ob Ihr Glaubensbekenntniß nicht viel schwerer zu begreifen ist, als das allerorthodoxeste; was ist denn also dabey gewonnen? — Ich sehe Sie, lieber Freund, hinter einer bunten Seifenblase her ins Verderben rennen — Anstatt Ihre Zeit zu Ihrer Familie Besten, nützlich anzuwenden, vergeuden Sie sie auf eine Art, die mir unglaublich vorkommen würde, wenn ich es nicht sähe. Wären Sie nicht ein durchaus gutherziger Mann, so würde ich besorgen müssen, daß Sie böse werden auf Ihren warhaft ergebenen Freund und Diener Gehler.“

Graf Gehler war damals etwa 56 Jahre alt, also ein Mann, der das Leben kannte; er nahm in jener Zeit Unterricht bei Krause in der Mathematik, besaß also ungewöhnliches wissenschaftliches Interesse; er war endlich, wie aus seinen Briefen hervorgeht, ein aufrichtiger, wahrhaft treuer Freund Krauses. Wenn also er schon so urtheilte, wie geringen Beifall wird das „Tagblatt“ wohl bei der großen Menge gefunden haben! Und doch sind zu Krauses „Menschheitsbunde“ seit der Zeit des „Tagblatts“ große Anfänge gemacht worden; am 7. März 1811 schrieb er in demselben einen kurzen Artikel in Gesprächsform über „den Telegraph und seine Deutung“, in welchem es u. a. heißt: „Durch die Erfindung des Telegraphen ist das, was vorher nur Idee war, daß die gesammte Menschheit, wie durch Ein Tugendgesetz bestimmt, so auch einst noch durch einen einzigen irdischen Königwillen geleitet werden könne, um ihre gesammten heiligen Zwecke mit allbestiegender Kraft zu erstreben, eine beginnende Erscheinung geworden. Denn gleichwie, wenn Napoleon wollte, sein Herrscherwille binnen zwei Stunden aus einem Lager vor Cadix bis nach Danzig reichen würde, so kann auch einst noch von der Capstadt nach Buenos Ayres über Suez und Kamtschatka ein Befehl in wenigen Tagen gelangen.“ Dergleichen galt damals für die Ausgeburt einer ungezügelter Phantasie, über welche man lächelte; wenn aber heute nahezu und zum Theil großartiger erfüllt ist, was Krause damals im Geiste sah, sollte das wirklich nur ein sonderbarer Zufall sein?

Nach dem „Tagblatt des Menschheitslebens“ beschäftigten Krause die mannig-

faltigsten und scheinbar disparatesten Gegenstände; jede Erscheinung, die ihm entgegentrat, welcher Art sie auch sein mochte, zog er sofort in seinen Ideenkreis hinein, um Stellung zu ihr zu nehmen und sie zu verarbeiten. So interessirte er sich schon seit 1811 für den thierischen Magnetismus und kam dadurch mit Ennemoser in Berührung. Mit Hilfe des Magnetismus wollte er auch in den nächsten Jahren eine Reihe glücklicher Curen ausgeführt haben. Daneben widmete er der Mathematik reges Interesse, der Geographie, der Musik, für welche er eine neue Notenschrift erfand, und vor allem dem Studium der Sprachen. Neben der Idee einer allgemeinen Sprache, sowohl mit Zeichen für das Auge als mit Lauten und Lautzeichen, und einer mathematischen Zeichensprache begannen schon jetzt seine Studien über die Wurzelwörter, die ihn fortan unablässig beschäftigten.

Seine äußere Lage blieb indessen wesentlich dieselbe. In den ersten Jahren hatte ihm der Vater jede sich bietende Möglichkeit, zu einem geistlichen Amte zu gelangen, mitgetheilt; dann fand sich zweimal Gelegenheit zu einer Anstellung am Gymnasium zu Altenburg, später auch (durch Eichstädt) in Weimar; allein Krause wollte sich zur Uebernahme eines Lehramtes nur dann entschließen, wenn ihm dasselbe so viel eintrüge, daß er ganz davon leben könnte, und da dies nicht der Fall war, so verzichtete er auf die Anstellungen. Im Frühjahr 1813 scheuchte ihn der Kriegssturm nach Tharandt, wo er den Sommer zubrachte; gleichzeitig aber faßte er den Entschluß, nach Berlin überzusiedeln und an der neugegründeten Universität als akademischer Lehrer thätig zu sein. Am 17. December 1813 traf er mit Familie in Berlin ein. Er gedachte hier namentlich mathematische Vorlesungen zu halten; Fichte, sein alter Lehrer, begrüßte dieses Vorhaben freudig und sagte ihm jede Unterstützung zu. Auch hier suchte ihm sein aufrichtiger Freund, Graf Geßler, die Wege zu ebnen; er schrieb ihm am 9. Januar 1814:

„Der Himmel gebe, daß Sie zur guten Stunde nach Berlin mögen gekommen sein und da Beyfall finden mögen. Was ein so armer Mann als Hamlet thun kann, soll ihnen nicht fehlen. — Hier ist ein Brieflein an Herrn von Schuckmann. Haben Sie die Güte, Herrn Schleyermacher zu sagen, daß er es bloß meiner discretion zu danken habe, daß ich ihn nur mündlich an das erinnern ließe, was ich ihm über Sie gesagt hätte. Ihn meiner Achtung schriftlich zu versichern, halte ich für unnütz, da er meine Gesinnungen hierüber kennen müsse. — Sie schreiben mir nichts über Madame Herz. Sie haben sehr unrecht gethan, wenn Sie diese gescheute und liebenswürdige Frau vernachlässigten. An Mr. Solly haben Sie einen der redlichsten und gescheutesten Engländer kennen gelernt.“

Auch diesmal unterließ er es nicht, Krause seine Meinung zu sagen, und im folgenden Briefe schrieb er wiederum:

„Niemand sollte es mehr freuen als mich, wenn Sie in Berlin das fänden, was Sie so lange vergebens gesucht haben . . . Herr Hofrath Parthey wird Ihnen durch den Gebrauch seiner Freymaurerbibliothek vielleicht manche genußreiche Stunde machen, aber nutzen wird Ihnen das studium der freymaurerischen Verirrungen gerade nicht; Sie haben ja, dächt' ich, darüber Mosen und die Propheten . . . Ich halte mich davon, weil ich den Distelstrauch kenne und recht gut weiß, daß auch der fleißigste Gärtner keine Feigen darauf ziehen wird. Mein Freund Klaproth wird Ihnen nie schaden — aber ich wünsche, daß sie auch Ihrerseits Leute in Ruhe lassen möchten, deren Treiben Sie nichts angeht. Hudibras und sein spanischer Waffenbruder bekamen einen Haufen Schläge, fochten mit Windmühlen und mit Gefindel — und es blieb alles beym alten! — Ich will Ihnen nicht wehe thun mit diesem Vergleich, denn wir sind alle, bei jeder Exaltation, in dem Falle der erwähnten Helden. Von Ihnen, dem mathematiker verlange ich, daß Sie es weniger als andere sein sollen. Stolpern mögen Sie, wie wir andern, aber Sie sollen nicht auf der Nase liegen bleiben.“

In Berlin fand Krause mehrere Freunde, die ihm zeitlebens treu blieben; zu ihnen gehörte vor allen Zeune, den er öfters seinen liebsten Freund nennt, Director der Blindenanstalt und Professor an der Universität für Geographie und deutsche Sprache, eine offene, etwas sanguinische Natur; ferner der offene, ehrliche Plamann, Director eines Erziehungsinstituts, nach seinen Briefen zu schließen eine anima candida; Graßhoff, Director des Taubstummen-Instituts, Professor Weiß, Heinius, Ludwig Sahn u. a. An der Universität habilitirte er sich mit der Schrift *De scientia humana et de via ad eam perveniendi*, von der Professor Kern in seinem Lehrbuche der Metagnostik sagt, daß sie das wissenschaftlichste und besonnenste Werk unter allen neueren transcendental-philosophischen Werken und selbst mit mehr *σωφροσύνη* geschrieben sei als Kant's Prolegomena.

Bald nach Krauses Ankunft in Berlin starb Fichte, der, wie Krause am 28. Februar 1814 an seinen Vater schreibt, ihn seiner Freundschaft feierlich versichert hatte. Dieser Todesfall veranlaßte Krause, statt der beabsichtigten mathematischen Vorlesungen nunmehr philosophische zu halten; auch meinten seine Freunde, es treffe sich glücklich, daß er gerade jetzt nach Berlin gekommen sei; Fichtes Professur werde niemand anders als er bekommen. Er suchte bei dem Cultusminister Geh. Staatsrath v. Schuckmann um die Stelle nach, und dieser nahm persönlich Krause sehr wohlwollend auf und erklärte ihm, daß, sobald der Friede hergestellt sein werde, er an Krause denken werde. Krause schrieb auch an Graf Gessler, der mit Schuckmann befreundet war, mit der Bitte, ihm in diesem Vorhaben förderlich zu sein. Gessler erwiederte ihm am 14. März 1814:

Grenzboten I. 1880.

„Verwunderlich ist mirs allerdings, daß die Besetzung eines philosophischen Lehrstuhls von der Ankunft des Königs abhängen soll. Es scheint fast, als habe sich der König vorbehalten, Fichtes Nachfolger zu tentieren. Nun, das können Sie abwarten. Ich beneide Ihnen den Vorzug, von einem Könige über philosophische Gegenstände examinirt zu werden. Wenn ich pro gradu von lauter vornehmen Herren examinirt werden könnte, würde ich noch auf meine alten Tage magister. [G. war damals etwa 60 Jahre alt.] Bey so bewandten Umständen kann Ihnen eine Empfehlung an Uhdn nichts helfen; überhaupt sind Sie ihm durch Sich Selbst am besten empfohlen. Vernachlässigen Sie Madame Herz nicht, sie ist eine liebenswürdige und unterrichtete Frau. Sie sind als eine graduirte Person gewohnt, das letzte Wort zu haben und durch Verwirrung der Streitfrage Recht zu behalten. Aber ich bin eigenfönnig, wie ein nostrificierter magister, und werde, wenn es verlangt wird, in einer lateinischen dissertation betweisen, daß das „Kunst und Wissenschaft nicht aus den Augen verlieren“ [wie Krause an Gehler geschrieben hatte] eine verdammte Phrase ist. Außerdem habe ich immer nur behauptet, daß Sie die Zeit, da Sie das leere freymaurerische Stroh draschen, verloren haben. Wo ich Sie auf dieser Tenne wieder betraple, schreibe ich selbst ein Buch gegen Sie. Nehmen Sie Sich vor Sich Selbst in Acht! Es will Jemand ihren zweiten Theil der Kunststücken widerlegen; lassen Sie ihn gewähren! bleiben Sie von diesem — weg. Sie haben die armen Leute durch Aufdeckung ihrer armen Geheimnisse genung gequält, sie ferner neken zu wollen wäre Ungezogenheit. Wollen Sie gegen Lüge und Irthum zu Felde ziehen, so giebt es mehr Schrecken in der Natur. Die maurerischen mystifications sind von keinem so großen Belang. Befassen Sie Sich nicht mehr damit . . . Man hat mir gesagt, Fichtes Stelle sei schlecht dotirt gewesen. Als die Philosophen barfuß gingen und in zerrissenen Mänteln, war das recht gut; aber izzt, da man den Abderitenstreich (unter uns) gemacht hat, in die großen Städte die Universtitäten zu verlegen, brauchen sie mehr . . . Könnte ich nur zu Ihrem Fortkommen recht viel beitragen!“

In Bezug auf eine Aeußerung Moskbors, die er vor Absendung des Brieses erhielt, bemerkte er dann noch nachträglich:

„Dienstag war Moskbord bey mir und erzählte mir mit einer Art von triumph, Sie hätten den Artikel „illuminaten“ für das Conversationslexikon bearbeitet. — Wenn Sie Sich doch enthalten könnten, in alle diese Wespennester zu stören! Da Sie einmahl geheirathet und Frau und Kinder zu ernähren haben, sollten Sie darauf denken, Sich ein Auskommen zu verschaffen und alle Teufeleyen, die Ihnen Feinde machen, bey Seite lassen. Sie lassen Sich immer von hämischen Affen zur Käse brauchen die die castagne aus dem Feuer holt. Sie wissen, daß ich kein illuminat bin, und alle bisher bestehende geheime Verbindungen nicht mag, weil sie großentheils aus elenden Subjecten bestehen, mit denen man wol schlechte Streiche, aber nichts rechtliches anfangen kann. Ich kenne sie genung, um zu wissen, daß

mann sie zufrieden lassen muß, wenn man klug oder wenigstens reich und unabhängig ist.“

In der Hoffnung, Fichtes Nachfolger zu werden, verging Krause der Frühling, und der Sommer kam; der König kehrte zurück, aber Krause bekam Fichtes Professur nicht; er war wieder um eine Hoffnung ärmer. Endlich zwang ihn der geringe Besuch der Universität und sein immer drückender werdender Mangel, Berlin wieder zu verlassen. Dennoch hatte er dort nicht umsonst gelebt. Mit seinen Freunden gründete er im Februar 1815 die „Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache“ und wurde ihr erster Ordner; die Zahl der Mitglieder, zu denen u. a. Minister v. Altenstein, Ludwig Jahn und Geh. Staatsrath Nagler gehörten, belief sich auf 40. Gleichzeitig faßte er jetzt die Idee des „Urwortthums“ bestimmt auf; nach der 1816 erschienenen, in 6000 Exemplaren verbreiteten Ankündigung, sollte es ein Wörterbuch werden, welches zu der höheren Ausbildung unserer Muttersprache ein Wesentliches mitzuwirken bestimmt war. Es sollte, wie der Titel sagte, darin das Urwortthum der deutschen Volkssprache aus den Quellen und mit Mundarten und den ursprünglich deutschen Neben-Volkssprachen in urlautgemäßer Ordnung hergestellt und mit einer neuen Bezeichnung der Aussprache und Sprachtafeln versehen erscheinen. Der „Ankündigung“ waren empfehlende Urtheile seiner Berliner Freunde (Zeune, Heinsius, Wolke, Plamann, Graßhoff, Bauer) beige druckt. Trotzdem war die Aufforderung zur Subscription, durch welche Krause die Herstellungskosten zu decken hoffte, von sehr geringem Erfolg. Zwar interessirten sich die besten Menschen dafür; der Kronprinz Friedrich Wilhelm subscribirte, und Prinzessin Wilhelm, Marianne, schrieb ihm am 29. October 1816: „Ich freue mich schon sehr auf die Beendigung Ihres wichtigen und mir so viel versprechenden Werkes, des Urwortthums.“ Allein der Preis von 12 Thlr. erschien zu hoch, und man wollte das Werk erst sehen. Der geringe Erfolg der Subscription und die Nörgeleien einzelner Mitglieder der Berliner Sprachgesellschaft, insbesondere Jahns, der sich damals sehr geltend machte, raubten Krause schließlich die Lust; dazu kam, daß gerade jetzt Werke ähnlichen Charakters von Radloff und Heinsius herauskamen, die billiger waren, und daß Krause mit anderen Arbeiten überladen war. Bis an das Ende seines Lebens trug er sich noch mit der Idee dieses Werkes, aber schließlich blieb es bei der Idee, und die Ankündigung ist das Einzige geblieben, was von dem Werke im Druck erschien.

Der reichste Gewinn seines Berliner Aufenthaltes waren wohl die persönlichen Bekanntschaften, die er dort machte. Wie hoch ihn Zeune schätzte, liest man u. a. in einem Briefe desselben an Krauses Vater: „Ich bin überzeugt,“ sagte er, „daß, wenn Ihr Sohn Zeit und Muße hat, seine großen Werke zu vollenden, Deutschland, ja Europa ihn einst unter ihre größten Denker zählen

werden. Je mehr er hier bekannt wird, desto mehr nimmt die Liebe und Achtung für ihn zu. Ich bin fest überzeugt, daß er gewiß noch eine gute Anstellung bekommt, wenn er es nur noch eine Weile ruhig mit ansehen kann und seine großen Werke erst herausgiebt.“ In einem Briefe an Krause selbst vom 8. April 1817 äußert er sich folgendermaßen: „Ueberhaupt bist Du mir immer wie ein gottgeliebtes theures Haupt erschienen, das noch unser liebes Menschengeschlecht in Liebe, Kunst und Wissenschaft zu manchem fördern wird.“

Krause war auch in Berlin auf Schwierigkeiten gefaßt und gewillt, ihnen zu begegnen; „ich werde wol zu kämpfen haben,“ schrieb er damals an seinen Vater, „so lang ich lebe; denn mein inneres Leben setzt mich in zu herben Widerstreit mit dem äußern, und Gott will so oft ein andres von mir, als die Menschen. Doch kann ich das wesentlich Gute noch ferner fördern, wofür ich lebe, so will ich dafür, wenn es so gut ist, auch betteln gehen.“ Aber schließlich erschöpften sich seine Mittel und Kräfte, und wenn auch seine Freunde ihn noch länger zu unterstützen bereit waren, so hielt er es doch, wie er am 8. September 1815 seinem Vater erklärte, nicht für erlaubt, sich helfen zu lassen, wenn er sich selbst helfen könne. Trotzdem war seine Unentschlossenheit wohl niemals in seinem Leben so groß wie im Spätsommer 1815; eine düstere Stimmung bemächtigte sich seiner. Am 28. September erzählt er seinem Vater: „Als ich neulich in tiefe Gedanken versunken, über den Gang meines Lebens, meine Leiden und daß ich vom Staate verschmäht werde, in den Saal der Singacademie trat, wurde eben die herrliche Motette von Bach gesungen: ‚Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir — ich will dich erretten.‘ In dieser Gesinnung habe ich die Stärke des Sinnes und Gemüthes, worin ich bis heute aufrecht stehe. Gott wird weiter helfen!“

Ehe Krause von Berlin schied, lud Zeune den Freund noch einmal mit der deutschen Sprachgesellschaft am 1. October 1815 zu sich ein; die ganze Gesellschaft bewies Krause so viel Dank und Liebe, wie ihm von einer ganzen Gesellschaft noch niemals widerfahren war. „Zum Schluß,“ schreibt er seinem Vater, „stellten sich die noch anwesenden um mich und sangen ein herzliches Abschiedslied, und mehrere begleiteten mich dann zu meiner Wohnung. Dieser Abend war einer der schönsten meines Lebens.“ Welche Ansicht aber edle Männer in Berlin über Krauses Weggang hatten, klingt aus den Worten des Geh. Staatsraths Nagler, des späteren Generalpostmeisters, heraus, welcher in jenen Tagen an Moßdorf schrieb: „Es gereicht Berlin nicht zur Ehre, daß man einen Mann von Krauses Kenntnissen und Herzen nicht zu gewinnen und auf schickliche Art anzustellen gewußt hat.“ Ihm selbst schien, was ihm begegnete, das Beste zu sein, so schmerzlich auch seine Trennung von den Berliner Freunden war. „Sie sollten,“ schreibt er seinem Vater, „Zeune, Wetter, Graßhoff, Plamann, Nagler

und so manchen andern kennen, um meinen Schmerz zu theilen.“ Schweren Herzens langte er am 5. October 1815 wieder in Dresden an.

In seinem zweiten Dresdener Aufenthalte beschäftigten Krause neben dem „Urwortthume“ verschiedene andre Entwürfe, die aber alle nur zum kleinsten Theile zur Ausführung kamen. Insbesondere fesselten ihn sprachliche Studien, deren Frucht u. a. ein Aufsatz „Ueber die Würde der deutschen Sprache“ war (erschienen Ostern 1816); daneben beschäftigten ihn Aufsätze über die Wissenschaftssprache; über den Begriff des Sprachgebrauchs und dessen Rechte; über die sogenannte allgemeine Sprache überhaupt, über die Ton- und Schriftsprache insbesondere, u. ähnl. Daß er bei diesen Studien auf dem richtigen Wege war, sieht man daraus, daß er, was damals noch ziemlich neu war, das Sanskrit „als die Mutter unserer Ursprache“ erkannte und fleißig studirte und, wie er am 14. Mai 1816 an seinen Vater schreibt, auch das Altperdische zur Vergleichung heranzog. Es ist bekannt, daß Krauses Streben dahin ging, die Fremdwörter aus der deutschen Sprache auszumerzen und unter entwickelnder Weiterbildung deutscher Wurzeln, die er „Urlinge“ nannte, durch deutsche zu ersetzen, insbesondere die in der Wissenschaftssprache üblichen fremden termini technici durch deutsche Namen zu verdrängen und so eine deutsche Wissenschaftssprache zu schaffen. Auch die Orthographie suchte er, von Aelung ausgehend, zu reformiren. Sein Freund Bauer in Potsdam tadelte in seinem Urtheile über das „Urwortthum“, dessen Nichtherausgabe er für einen unersetzlichen Verlust für die Sprache ansah, nur das eine, daß er darin nicht durchaus Aelung folgen wolle, und schrieb: „Wenn gleich der Sprachgebrauch kein Tyrann ist, der ewig unbedingt Gehorsam heischen kann, so darf man sich ihm doch nicht eigenmächtig ganz entziehen, wenn man nicht den Zweck alles Sprechens und Schreibens, bei Hörer und Leser Eingang zu finden, wenigstens zum Theil verfehlen will. Darum ist es ernste Sache des Sprachforschers, den Gebrauch streng zu untersuchen, auf seine Mängel, Fehler und Häßlichkeiten aufmerksam zu machen und Vorschläge zur Besserung zu thun. Diese Vorschläge darf aber der Sprachlehrer nicht gleich für durchaus nothwendig zur Annahme halten, und ihnen deswegen sofort selbst folgen, sondern er muß diese Annahme ungezwungen dem Volke und den bedeutendsten Schriftstellern desselben überlassen, durch welche ja auch, namentlich bei uns sehr viele wahre Besserungen des bisherigen Sprach- und Schreibgebrauchs allgemein oder doch bei einem großen Theile unsers Volkes eingeführt worden sind.“ Hierzu bemerkte Krause: „Diese Sätze drücken genau meine Ueberzeugung und Absicht aus; gerade deshalb will ich in dem Urwortthum den gewöhnlichen Schreibgebrauch beibehalten, und wenn ich auch aus Ueberzeugung neugebildete Kunstwörter in meinen Vortrag einwebte, so werden sie

doch stets genau erklärt werden, und es bleibt dann Jedermann überlassen, sie nach eigener Prüfung anzunehmen oder zu verwerfen.“

Neben den sprachlichen Studien beschäftigte sich Krause damals mit Pasi-graphie und Telegraphie, auch wurde er in Bezug auf letztere 1820 von Zeune zu Rathe gezogen, der von dem preussischen Ministerium um ein Gutachten angegangen worden war; ebenso interessirte ihn noch lebhaft der thierische Magnetismus. Endlich kam jetzt auch die zweite Auflage der „Drei ältesten Kunsturkunden,“ an welche er schon in Berlin gedacht hatte, zur Ausführung. „Was dieselbe wirken wird,“ schrieb er von Berlin aus seinem Vater, „weiß ich noch nicht; ich muß aber meinem innern Berufe folgen, von dem ich unwiderstehlich getrieben werde.“

In den zweiten Dresdner Aufenthalt fällt auch Krauses Italienische Reise. In Berlin hatte er die Bekanntschaft eines wohlhabenden Fabrikanten Namens Tamnau gemacht, in dessen Begleitung er die Reise am 17. April 1817 antrat. Auch sie war für Krause, wie er es bestimmt ausspricht, in erster Linie eine Pflicht; durch das Studium der Malerei, Bildhauerei, der Musik und dramatischen Kunst in Italien wollte er seine Aesthetik vervollkommen. Der Weg führte die Freunde über München, Verona, Venedig, Florenz nach Rom und Neapel; der Rückweg ging über Lyon und Paris. Es versteht sich von selbst, daß Krause alles benutzte, um seine Kenntnisse zu erweitern und seinen Geschmack zu läutern. Das einzige, was ihm die Reise verleidete, war die Trennung von seiner Familie, und auch diese empfand zum ersten Male die Abwesenheit des Gatten und Vaters. Voll rührender Zärtlichkeit sind die Briefe der Ehegatten; als aber Amalie dem Vater Krause in Robitz schrieb: „Wir haben uns gelobet, mit einander zu sterben und ich vermag ohne meinen lieben Mann nicht zu leben“, schrieb derselbe: „Das ist Schwärmerei, — man stirbt nicht gleich.“ Mitte September war Krause wieder in der Mitte der Seinen; er kam noch zeitig genug, um sein neuntes, während der Reise geborenes Kind zu sehen, das bald darauf der Tod wieder abrief.

Nach der Reise nahm Krause mit erneutem Eifer den Unterricht seiner Kinder auf, dem er nicht weniger als acht Stunden täglich widmete. Wir sind entschieden geneigt, diesen persönlichen Unterricht seiner Kinder für einen Fehler zu halten, wenn wir bedenken, wie viel Kraft derselbe absorbirte, und was Krause in diesen acht Stunden täglich hätte arbeiten können; dagegen äußerte er selbst hierüber am 15. Februar 1817 in einem Briefe an seinen Vater:

„Ich habe nun das Schwerste überstanden und sehe deutlich, daß meine beiden ältesten Söhne nach 3 Jahren zur Universität reif sein werden, und zugleich, daß Sophie dann eben so weit sein wird. Es ist wahr, ich könnte, wenn ich jetzt nicht täglich 8 Stunden mit Kindunterricht zubrächte, mein wissenschaftliches System früher in Druck geben, allein dieser Unterricht wirkt Wesentliches mit, diesen Glied-

bau noch zu vervollkommen, und ich habe zugleich die Absicht, in meinen Kindern ein lebendes System, eine rechte Wissenschaftsschule zu hinterlassen, welche dann das fortführt und vollendet, was ich begonnen habe. Ich muß daher aushalten; es scheint, ich erreiche meine Absicht; aber ich setze mir dieß nicht in den Kopf; ich thue meine Pflicht, und denke, wenn es wesentlich im Wesen, oder mit dem Volke zu reden, wenn es Gottes Wille ist, wird es geschehen. Erreiche ich diese Absicht auch nicht ganz, so werden doch meine Kinder besser erzogen, als die Mehrzahl, von mir gehen. Und dann, im vierzigsten Jahre, bin ich auch nicht veraltet, wenn ich sonst leben soll, sondern im schönsten Mannesalter, und meine Geisteskräfte fühle ich jetzt immer noch zunehmen. Wenn wir so glücklich sind, uns einander in Ruhe zu sehen und mitzuthemen, will ich Ihnen das Eigenwesentliche meines Systems erklären, wo Sie dann mit mir einsehen werden, daß der Entwurf zu einem wesentlichen Menschheitsleben, in einem werdenden Menschheitsbunde, der in dem Wissenschaftsbau, so wie ich ihn schaue, nur erfaßt werden kann, das Höchste ist, oder vielmehr das Ganze, Einwesentliche, was Menschen auf Erden und im Himmel erfennen, lieben, wollen und ausführen können, und daß dafür Wesentliches zu wirken, wie ich bereits gethan habe, ob es gleich wenige Zeitgenossen ahnen, eines Lebens voll Leiden, ja so vieler solcher Leben, als nöthig ist, werth ist. Daß zuerst wenige bemerken, was geschieht, und daß die Stifter des neuen, vollwesentlichen Lebens äußerlich leiden müssen, das ist selbst im Entfaltgange der Menschheit wesentlich, und ich übernehme dieß von Herzen gern, und strebe nach Muth und Geduld, alles Widrige zu tragen. — Hierauf beziehe ich alles, was ich denke und thue, auch die Bearbeitung meines Urwortthums und meine Reise stehen in wesentlicher Beziehung auf meinen Hauptzweck. Sie haben mir gesagt, daß Sie einst, als ich todkrank war, mein Leben erbeten; ich hoffe zu Gott, daß ich auch in Zukunft mein Leben gut anwenden werde.“

Und als ihm sein Vater geschrieben hatte: „Es heißt, Professor Köthe in Jena werde Generalsuperintendent in Gotha werden. Dieser ging aufs Gerathewohl nach Jena und hat sein Glück da gefunden, und Du wolltest Dich damals, als Du wieder zurück gehen solltest, nicht dazu entschließen, und hast nun 14 Jahre in Sorgen und Mühe ohne alle Aussicht Dich kümmerlich durcharbeiten müssen. Welche unbegreifliche Wege der Fürsorge!“, antwortete er am 14. Mai 1816: „Ich habe mich kümmerlich und kummervoll durcharbeiten müssen; aber das, wozu ich durchgedrungen bin, ist auch höher als alle Schätze und äußerlichen Aemter der Erde. Ich bin mit Gottes Wegen völlig zufrieden.“

Die Erziehung seiner Kinder hatte nicht den Erfolg, den er hoffte. Die älteste Tochter Sophie wollte er zur Künstlerin, speciell zur Sängerin ausbilden, aber zu einer Anstellung derselben als Sängerin kam es nicht; später verheirathete sie sich (in Göttingen) mit dem nachmals berühmten Sinologen Plath. Seine Söhne gab er 1820 auf die Kreuzschule, später zwei nach Altenburg, vollendete

also ihre Vorbereitung nicht selbst, wie er gewünscht hatte; aber er selbst war überzeugt, auf dem rechten Wege zu sein. 1818 schreibt er an seinen Vater:

Ich habe zeither, wie stets, mein ganzes Leben durchgeprüft und nicht gefunden, wie ich jemals hätte anders handeln gekonnt, als ich jedesmal nach reiflicher Ueberlegung gehandelt habe. Ich habe mich stets bemüht, meinen Lebensberuf zu erkennen und ihm treu zu leben. Dieses habe ich bisher, bei allen noch so großen Schwierigkeiten, mit möglichster Treue gethan, und muß es auch ferner thun, es gehe, wie Gott wolle. Ich kann meinen Posten nicht treulos verlassen, und indem ich auf dem Wege meiner Pflicht, von außen mit Dunkel umhüllt, vorwärts gehe, muß ich Gott unbedingt und ganz, ohne allen Rückhalt, vertrauen, und ich vertraue ihm so, auch wenn Tausende mich verschmähen, verfolgen, verkennen, auch wenn ein Freund nach dem andern von mir abfallen sollte. Daß es mir äußerlich besser gehen möchte, wünsche ich noch mehr um Ihrer willen, als um meiner selbst willen. Sie haben von meiner Geburt an bis heute Vaterpflicht im vollen Sinne gegen mich erfüllt, und mehr als Pflicht im gewöhnlichen Sinne; dadurch haben Sie das Aufsteigen und Gedeihen des Guten auf Erden befördert, und ich danke Gott dafür. Sie werden ferner thun, was Sie können, und Gott wird das Seine thun, wenn ich fortwährend treu das Meine thue, mich auch äußerlich zu erhalten."

Schon die Resignation, die aus allen diesen Worten klingt, zeigt, daß seine äußere Lage immer hilfloser wurde. Einmal schrieb er sogar dem Vater, daß sie seit längerer Zeit kein Fleisch mehr essen könnten. „Ich habe aber,“ fügt er hinzu, „die geringe Kost zeither sehr gut vertragen, und wir haben unsere Grützsuppe und meistens trockenes Brod mit Heiterkeit und Dankfagung genossen.“ Dies rührte den Vater, der in praktischen Dingen ganz das Gegentheil seines Sohnes war und bei jedem unklugen Schritte die schlimmen Folgen vorausgesagt hatte. Er hatte ja seinen Sohn seit 1804 mit bedeutenden Geldsummen unterstützt, hatte zwei Drittel seines Einkommens dem Sohne geschickt, alle Rathschläge ertheilt, die er ertheilen konnte; er hatte alles gethan. Wenn manchmal sein Unmuth durchbrach, dem er dann in derben Worten Luft machte, so machte ihn doch die Noth des Sohnes auch wieder weich. „Bedauernswerther Sohn,“ antwortete er ihm auf obige Mittheilung. „Ach, so weit ist's mit Euch gekommen, daß Ihr mit trockenem Brode Euch sättigen müßt!! auch wol dieses nicht allemal haben werdet. Leider ist von Zeit zu Zeit alles so erfolgt, wie ich vorausgesehen.“ Wahrhaft rührend ist es, wie der alte, mehr als siebenjährige Mann nun immer und immer wieder dem Sohne zuredet: „Habe nur Muth!“ Bisher hatte der Sohn immer den Vater getröstet und überzeugungsvoll auf den unausbleiblichen Erfolg seiner wissenschaftlichen Thätigkeit verwiesen; jetzt schrieb derselbe Sohn:

„Es ist mir überaus schmerzlich, gerade, wo ich der Vollendung meiner größeren Schriften und der Erziehung der Sophie so nahe bin, mich so unaussprechlich hilflos

zu erblicken, daß ich verzweifeln möchte, wenn nicht Vertrauen in Gott mich aufrecht erhielt. Wie lange ich aber diese Qual noch aushalte, und ob so lange, bis ich arbeitend und kämpfend durchdringe? Ich besorge sehr, daß das nun bald über meine Kräfte gehen wird und daß ich nahe vor dem Ziele der Erlösung hinsinken werde. Ich selbst bin es für mich recht wol zufrieden, nur meine Kinder und meine Frau schmerzen mich. Ich will mich aber zusammennehmen, immer aufs Neue zusammenraffen, so lange und so gut ich kann, ob ich vielleicht doch erhalten werde. Was Ihnen möglich ist für uns zu thun, darum bitte ich Sie um Gotteswillen, denn die Noth ist dringend, und in dem jetzigen Zustande der menschlichen Gesellschaft ist sonst keine Hilfe für mich, der ich mitten unter Menschen in der Wüste bin. — Vielleicht wird Hilfe kommen, wenn sie zu spät ist. Außer Ihnen und meiner lieben Schwester ist ja kein Mensch auf dieser Erde, vor dem ich meine und der Meinigen Noth klagte und dadurch mein armes Herz erleichtern könnte und dürfte; verzeihen Sie mir also, daß ich es thue. Werde ich dennoch erhalten, dringe ich dennoch hindurch durch diese Qual, so werden Sie auch die einzigen sein, die sich recht innig mit uns freuen.“

Und der Vater, den sonst der Sohn aufrichtete, den die Leiden des Sohnes vom frühen Morgen bis wieder zum Morgen durch den Tag und den Traum hindurch begleiteten, verhehlte zwar nicht, daß der Sohn selbst und sein Mangel an Weltflugheit an diesem Loose schuld sei; aber er fügt doch auch hinzu: „Fasse nur Muth! Vielleicht kommt noch zur rechten Zeit Hilfe! Hilfe, die Gott aufgeschoben, hat er drum nicht aufgehoben!“

In dieser Zeit der bittersten Noth war es, wo Krause sich mit der Abfassung eines umfassenden „Systems der Wissenschaft“ trug. Dieses Werk sollte in etwa dreißig starken Bänden alles organisch gegliedert umfassen, was unter den Begriff Wissenschaft fällt, also alle Einzelwissenschaften in ihrem organischen Verhältniß zu der Fundamentalwissenschaft der Philosophie. Auch diesen Plan hat er zwar nicht zu vollenden vermocht, aber doch auch nie aufgegeben.

(Schluß folgt.)

---

## Die Zukunft der deutschen Eisenindustrie.

Die neue, mit so großer Intensität eingeführte Zollgesetzgebung mußte für Deutschland, vorzugsweise aber für Preußen, und hier wiederum für die rheinisch-westfälische Stahlindustrie eine tiefgreifende, gesundmachende Wirkung hoffen lassen. Leider hat es den Anschein, als ob diese Hoffnung nur gar zu

Grenzböten I. 1880. 37